Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 13

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mutterliebe

Nachdruck verboten.

Sie het nüüt als Liebi gä,
De Suhn het's wenig g'lohnt,
Und het das treue Muetterhärz,
Nid g'achtet und nid g'schont.

Und wo sie müed isch gsi und schwach
Isch är uf d'Wanderschaft.
Vo dem a het re alles gfählt,
De Muet und ds Glück und d'Chraft.

Und trotzdäm het sie gschafft und gschafft,
Fasch ihri Auge blind,
Damit der Suhn beim Umecho
Chly öppis z'erbe find.

Ihn het dort usse-n-i de Wält,
Ds Eländ i d'Finger gno,
Und ändlech isch i ds trotzig Gmüet
E bittri Reui cho.

Als Bättler chunt er wieder bei
Und darf nid yne ga,
Us Angst, er find kei Liebi meh,
Er blybt am Fänster stah.

Sys Muetti sitzt am Tisch und näiht
Mit zitteriger Hand.
Jetzt steit sie müehsam uuf und nimmt
Sys Bildli vo dr Wand.

Er gseht, wie sie's a d'Lippe drückt
Und wie sie öppis seit,
Er gspürt, es isch e Sägeswunsch,
Er süüfzt vor Freud und Leid.

Er schwankt zur Stubetüre-n-y,
Ergriffe wie no nie,
Er leit de Chopf i ihre Schooß
Und schluchzt: „Verzieh, verzieh!"

Us ihrne trübe-n Auge lacht
E ganzi Wält voll Glück,
Sie strycht ihm über ds Haar und seit:
„Gottlob chunsch ändlech zrück!"

E. W. M.

Eine Mütterschule in Berlin.
Die Schülerinnen bestehen aus jungen Müttern, welche über die Pflege und den gesamten Organismus des Säuglings unterrichtet werden.

— 90 —

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

15 (Nachdruck verboten.)

Langsam legte sich der Aufruhr in Klaus Ammans Gemüt. Sein Zorn hatte sich entladen, die Vögelein der guten Laune pfiffen wieder fröhlich, und sonnten sich im Schein der beruhigten, blauen Augen. Die Luft war rein.

Der Augenblick war gekommen, wo er einem guten Wort besonders zugänglich war, das wußte die Frau Apotheker aus langer Erfahrung. Und sie nutzte ihn.

„Klaus," sagte sie, „es ist nicht leicht für dich, ja zu sagen. Das begreife ich vollkommen. Aber Alfred ist unser Einziger. Und er liebt das Mädchen so sehr. Wir beide haben uns auch geliebt, und es ist so geblieben bis auf den heutigen Tag. Warum sollte Alfred nicht ebenso glücklich werden dürfen? Und welch guten Einfluß kann eine Frau auf ihn haben, du weißt, was ich meine? Und Klaus, wir haben uns immer so sehr eine Tochter gewünscht, da kommt uns ja eine ins Haus geflogen! Du wirst sie nicht verscheuchen wollen."

Flehend sah sie zu ihm auf, und in ihren Augen schimmerte es feucht.

Amman wurde weich. Ja, eine Tochter im Haus, das hatte er sich immer gewünscht. So ein fröhliches, liebes Wesen, das Freude und Sonne um sich verbreitete. Das wäre nicht übel. Die Alte könnte man sich vom Leibe halten. Was ging ihn schließlich die Alte an? Der Alfred sollte sehen, wie er mit ihr fertig würde. Und kam die Quacksalberin in die Familie, so kam auch der famose Uli Zuberbühler in die Familie, und die zwei hübschen Mädchen. Man mußte sehen, wie man sich mit der Doktorin abfand. Verkehr wollte er keinen, nein, das nicht; der Treuhof und die Goldene Schlangen-Apotheke kamen nicht zueinander. Den Spott der Leute mußte er tragen, freilich; aber was verschlug's? Er blieb dennoch der Klaus Amman, das wurde nicht anders. Also, schließlich, warum nicht, wenn es denn durchaus sein mußte?

Frau Maria hatte geduldig gewartet, während ihr Mann hin und her überlegte. Sie wußte, daß das kein schlechtes Zeichen war.

„Ich will's bedenken," sagte endlich der Apotheker. Sie lächelte ihn dankbar an.

„Du bist halt immer derselbe!" sagte sie und faßte nach seiner Hand.

„Derselbe nachgiebige Esel," murrte er.

„Nein! Derselbe gute Klaus." Er nahm hastig seinen Hut und ging hinunter in die Apotheke. Kaum waren seine Schritte verhallt, als Verene ins Zimmer schoß.

„Wie steht's Frau Apotheker?" fragte sie mit atemlosem Interesse.

„Gut," sagte die Frau.

„So gratuliere ich zur Schwiegertochter," rief Verene und fügte hinzu: „Und zur Genesung, denn die Doktorin hat die Gnade und wird Sie gesund machen."

„Wenn es Gottes Wille wäre," flüsterte Maria und faltete die magern Hände im Schoß.

„Es ist eine Fügung," sagte Verene. „Glaubt es mir, es hat so kommen müssen. Jetzt wollen wir abwarten, wie es weiter geht."

„Vreneli, kannst du heute abend statt meiner in die Kapelle gehen, um Gott zu danken?" fragte Frau Amman. Verene nickte, hob ihrer Frau einen Knäuel brauner Wolle auf und ging.

Maria saß noch lange auf ihrem Lehnstuhl, betend, den Glanz ihre hoffnungsvollen Gedanken auf dem müden, schmalen Gesicht. — —

Wenige Tage darnach gab Klaus Amman seine Einwilligung zu der Verlobung Alfreds mit Susi Zuberbühler.

„Erstens," sagte er zu seinem Sohn, „ist gegen das Mädchen nichts einzuwenden. Zweitens ist es gut, wenn du heiratest, du weißt warum. Und drittens wäre deine Mutter unglücklich, wenn ich Nein sagte. „Aber — der Apotheker rollte dies ‚aber' und zog es bedeutungsvoll in die Länge — „mit der Quacksalberin bleib mir vom Leib. Ein für allemal."

Susi hatte sich am Tage nach ihrer geheimnisvollen Verlobung im Röhricht der Mutter um den Hals geworfen und ihr alles erzählt, überschäumend vor Glück, Lebenslust und junger Liebe.

Sie hatte auch hinzugefügt, daß Alfred erst kommen könne um sie zu werben, wenn sein Vater die Zustimmung zu der Verlobung erteilt habe. Marie Zuberbühler zog die Brauen zusammen.

„Was gibt es für Hindernisse?" fragte sie.

„Ja, weißt du, Mutter, es ist eben, weil der Apotheker Amman dir nicht wohl gesinnt ist, weil — weil er dir — weil du doch den ‚Erlöser' verkaufst," stammelte Susi bestürzt, die noch gar nicht an diese Seite der Sache gedacht hatte.

„Ich verstehe," sagte die Doktorin kurz.

„Du nimmst es doch Alfred nicht übel, Mutter," bat das junge Mädchen, „er kann ja nichts dafür. Sein Vater hat eben so Vorurteile, er kennt dich ja auch nicht näher, und er hat eben auch viel Schaden durch dich."

„Bist du sicher, daß Alfred dich liebt, und daß du ihn ihn liebst?" schnitt die Mutter Susis Rede ab.

„O sehr! Ich liebe ihn sehr! Ich habe es gar nicht gewußt. Ich habe geglaubt, ich möge ihn nur gerne, und jetzt denke ich den ganzen Tag an ihn." Wieder warf sich Susi an der Mutter Hals. Die ungewohnten Liebkosungen taten der Doktorin wohl. Sie drückte die Tochter an sich.

„Alfred Amman soll mir willkommen sein um deinetwillen."

Er kam, und bat in aller Form um Susis Hand. Mit keinem einzigen wärmeren Ton überschritt er die Grenze der Höflichkeit, kühl dankte er für das Vertrauen, das ihm die Doktorin schenkte. Höflich und kühl antwortete sie.

Sie fühlte bald die Grenze, die der junge Mann zog zwischen sich und der Mutter seiner Braut. Sie fühlte auch, daß er unmerklich, Schritt für Schritt, Susi hinüberzog in das Lager der ihr nicht wohl Gesinnten.

Susi war von Klaus und Marie Amman mit offenen Armen empfangen worden. Sie hatte sogleich Tochterrechte erlangt, und des Apothekers Herz spielend gewonnen. Sie war mit Geschenken überschüttet worden, wurde zu allen Verwandten eingeladen, gefeiert, beneidet und bewundert.

Aber Marie Zuberbühler, ihrer Mutter, hatte der Apotheker keinen Besuch gemacht, ihr war keine Einladung zugekommen.

Tief verletzt hatte sie verschmäht, ihre Tochter über das Benehmen der neuen Verwandten zu befragen, und Susi, unerfahren und jung wie sie war, verwöhnt und verliebt, achtete kaum darauf, daß man ihre Mutter umging, und ließ sich später, als sie eine sich darauf beziehende Frage tat leicht beruhigen.

Da ihre Mutter sich nicht beklagte und ihre Weg ging wie sonst, glaubte Susi, sie wünsche es nicht anders. Instinktiv vermied sie es, Fragen zu stellen, durch die ein Tadel auf den Bräutigam oder seine Familie hätte fallen können.

Wenn der Doktorin von dem Apotheker und seiner Sippe wenig Ehre zuteil wurde, so geschah es immer mehr von der Schar ihrer Verehrer.

Ihr Ruhm breitete sich aus. Ihr Ansehen stieg. Ihr Reichtum schwoll an.

In langen Zügen kamen die Hilfesuchenden. Es regnete Briefe und Bestellungen.

Tagelang vorher mußten sich die Kranken anmelden. In den Wirtshäusern von Blumental und in den umliegenden Bauernhöfen nächtigten die, welche darauf warteten, bei der Wunderdoktorin vorgelassen zu werden.

Die Presse war auf sie aufmerksam geworden. Es kamen Briefe, die um Auskunft baten über ihr Leben und Wirken. Es kamen Besucher, die sich an Ort und Stelle überzeugen wollten, daß das, was man von Marie Zuberbühler erzählt, wahr sei.

Und allen diesen Ansprüchen wurde die unermüdliche Frau gerecht. Sie erhob sich früher und ging später zur Ruhe. Sie nahm sich neue Knechte und Mägde, verpflichtete sich einen zweiten Assistenten, nahm Agenten zur Verbreitung des ‚Erlösers', und leitete und beaufsichtigte Hof, Krankenhaus, Angestellte und die Menge der Kranken mit wenig Worten, scharfen Augen und fester Hand.

Ihr einziger Vertrauter blieb Tesil, der trotz seiner Schwachheit ihr von morgens bis abends zur Seite stand, vermöge seiner großen Bewunderung und Liebe.

— 91 —

IX.

Drei Wochen später als man vorausgesehen hatte, verließ der letzte Handwerker das Bezirksspital, das in seinem neuen Gewand kaum wieder zu erkennen war. Ein gelblichweißer Anstrich ließ es jung erscheinen und die dunkler gehaltenen Gesimse und rotbraunen Fensterladen gaben seinem Aeußern fröhliche Abwechselung.

Die angebaute Liegehalle war mit rotem Segeltuch bedeckt. Neben dem Eingang standen in voller Pracht erblühte Oleander in Kübeln, deren bunte Reifen zum Ganzen stimmten.

Weit in das Land hinaus leuchtete der Bau, aus den Fenstern grüßten übermütig flatternde Fahnen.

Es war Sonntag. Das umgebaute Spital sollte den umliegenden Gemeinden und Blumental übergeben werden. Die Türen standen weit offen, und unten im hell und freundlich gestrichenen Hausflur stand Schwester Lydia im schwarzen Cheviotkleid, auf dessen breiten Kragen ein silbernes Kreuz glänzte. Die Flügel ihrer steif gestärkten tadellosen, schneeweißen Haube zitterten im Durchzug.

Sie wartete auf Madelene Andermatt, die versprochen hatte, dem Eröffnungstag zu Ehren ihren Garten zu plündern. Es war noch früh, dennoch konnten die ersten Besucher kommen, und der Schwester lag viel daran, daß alles freundlich und einladend aussehe.

Vor mehreren Wochen hatte man den letzten Kranken entlassen, um ungestört hämmern und rumoren zu können, und sie hatte geholfen, gearbeitet und gefegt, weit über ihre Kräfte. Aber die Ehre des Friedbergs war ihre Ehre, da durfte es keine Ermüdung geben.

Nun war sie stolz auf ihr Schmerzenskind, das zum zweitenmal seine Laufbahn beginnen sollte.

Dr. Zuberbühler wohnte seit vierzehn Tagen im Haus, doch hatte er die für ihn bestimmten Zimmer nicht beziehen können, sie waren erst vor wenigen Tagen fertig geworden, und die Diakonissin hatte an ihnen ihre Pflicht getan wie an anderen, so daß alles blinkte vor Sauberkeit.

Die beiden Schwestern des Doktors waren mit einer Magd gekommen, die einen großen Korb voll Sachen aller Art heraufbrachte. Die drei hantierten eine lange Zeit in des jungen Doktors Stube, versahen den Schrank mit Wäsche, legten Teppiche auf Tische und Tischchen, schmückten da und dort die Wand mit gut gewählten modernen Bildern, und füllten eine Reihe Bücherbretter mit Hunderten von Büchern, die sie zwei großen Kisten entnahmen.

Schwester Lydia steckte ab und zu den Kopf herein und brachte irgend einen Gegenstand in das Studierzimmer des Arztes, der für zwei Tage nach Zürich gereist war und erst gegen Abend zurückerwartet wurde.

Sie sprach nichts Unnötiges mit den Zuberbühlermädchen und betrachtete sie mit einem gewissen Mißtrauen, da sie doch die Töchter ihrer Mutter waren. Aber sie fand nichts, so sehr sie auch forschte, das nach Heidentum und Unnatur ausgesehen hätte. Sie wußte, daß Susi, die jüngere, die Braut des Apothekers Amman war. Das stimmte sie von vornherein milder gegen das junge Mädchen, denn dadurch wurde es aus dem Lager der Quacksalberei auf die Seite der Wissenschaft gedrängt, also auf ihre, Schwester Lydias, Seite.

Mit Luchsohren hatte die Diakonissin auf jedes Wort geachtet, das Dr. Uli geredet hatte, und hatte es auf die Goldwage ihres Mißtrauens gelegt. Aber sie konnte nichts finden, das nach Wunderkuren aussah. Sie hatte sich überzeugt, daß Dr. Zuberbühler ein treuer Anhänger der guten Sache sei und daß von ihm nicht zu befürchten war, daß er je in der Mutter Fußstapfen treten werde. Der wich nicht von der rechten Bahn!

Schwester Lydias faltiges Gesicht war in den letzten Tagen aufgeblüht. Sie war voll Hoffnung und Zuversicht für ihr Haus, und das gab ihren steifen Gliedern Regsamkeit, ihrem Denken neue Spannkraft und ihrer Gesichtsfarbe Leben.

Triumphierend ging sie am Eröffnungstage im Haus herum, sich spiegelnd in den frisch bemalten Wänden und in dem glänzend gebohnten Linoleum.

Nun stand sie unter der Türe, legte die Hand über die Augen, um besser in die blendende Helle draußen sehen zu können und wartete mit leichter Ungeduld auf die versprochenen Blumen, die dem Hause das Fröhlich-Festliche geben sollten.

Ueber der Türe hing zwar schon ein dicker Efeukranz, den sie selbst gewunden und mit weißen und roten Papierblumen versehen hatte, und in jedem Zimmer wartete ein großes, mit Wasser gefülltes Glas auf die Sträuße; aber was nützte das alles, wenn Madelene zu spät kam.

Da tauchte das junge Mädchen am Waldrand auf und ihre weiße Gestalt hob sich scharf vom dunkeln Hintergrunde ab. Hell und schlank wie sie war, glich sie einer wandelnden Lilie. Sie trug einen großen Korb und hielt eine Garbe Blumen im Arm, eine zweite war zwischen Henkel und Korb eingezwängt.

Eilig lief sie mit ihrer Last dem Friedberg zu und winkte schon von weitem grüßend mit der Hand. Schwester Lydia liebte Madelene und hatte ihr schon als Kind allerlei Gutes zugesteckt.

„Guten Morgen, Schwester Lydia! Da sind die Blumen. Wir wollen sie rasch ordnen, Vater und Mutter kommen bald nach." Die Schwester strich ihr über die glatte Wange.

Sie gingen ins Haus. Einen einfachen, schlanken Kristallkelch füllte Madelene mit Rosen und gab ihn der Schwester, daß sie in ihn das Zimmer Dr. Zuberbühlers trage.

„Welch schöne Blumen," rief Uli, „sind die aus unserm Garten?"

„Bewahre!" wehrte die Schwester. „Wer wollte bei uns Zeit haben, Rosen zu züchten! Sie sind aus Dr. Andermatts Garten. Madelene hat sie gebracht."

Als die Schwester fort war, trug Uli seine Rosen sorglich auf seinen Schreibtisch, dorthin, wo beim Schreiben seine Hand lag.

Er strich liebevoll über die zarten Blüten, dann nahm er sie auf und roch daran, und dann brach er eines der rotbraunen, zackigen, mit weichen Dörnchen besetzten Blätter und ein ganz kleines Rosenknöspchen und steckte die Unscheinbaren in sein Knopfloch.

Unten wurde es laut. Uli hörte Worte der Begrüßung, Ausrufe, Lachen, und dazwischen das hohe Kichern Schwester Lydias.

Er trat unter das Fenster und sah Apotheker Amman mit Susi und Alfred, die von der Krankenschwester begrüßt wurden.

Uli hatte seinen Besuch in der Familie seiner Schwester gemacht und war aufs wärmste empfangen worden. Seine Mutter hatte sich ihm gegenüber befriedigt über die Verlobung ausgesprochen. Von der Beleidigung, die ihr widerfahren von seiten der Amman, sagte sie nichts.

Daß im Hause des Apothekers vermieden wurde, von seiner Mutter zu reden, begriff Uli; daß überhaupt kein Verkehr stattfand zwischen dem Treuhof und der Apotheke zur goldenen Schlange, übersah er, oder hatte vielmehr keine Gelegenheit, es zu bemerken.

So freute er sich ruhig über das Glück seiner Schwester und über die neue Verwandtschaft mit dem sehr geachteten, lautern und ihm wohlgesinnten Apotheker.

Für Alfred empfand er herzliche Sympathie; er kannte ihn von der Schule her als etwas oberflächlich und genußsüchtig, aber als einen guten, stets fröhlichen Menschen. Er wußte, daß seine eigene, tiefgründige, verschlossene und schwerfällige Art von Alfreds liebenswürdigem Frohsinn manches lernen konnte, und war ihm dankbar für das viele Liebe und Gute, das Susi durch ihn und seine Familie genoß. Uli ging rasch die Treppe hinunter und begrüßte die Besucher.

Es erhob sich ein Durcheinander von Stimmen, ein Händeschütteln und Gratulieren.

Uli dankte Madelene für die Rosen. Sie sah das Blatt und das schüchterne Röslein in Ulis Knopfloch und freute sich darüber. Der Händedruck, den die beiden tauschten, war recht fest.

„Das hast du gut gemacht, Schwager," rief Alfred. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß das alte Gestell sich so verjüngen könnte!" Sein Vater ließ ihn kaum ausreden. Er griff im Eifer nach seinem Schopf, der aber unter dem Hut nicht zu erreichen war.

„Dr. Zuberbühler, ich bitte hiemit um ein Privatzimmer für eine Kranke!" rief er dröhnend. Fragend sah Uli ihn an.

— 92 —

Oberstdivisionär Brügger
Kommandant der Gotthardbefestigung.

„Ich möchte meine Frau zu Ihnen hinauf bringen und zwar so bald als möglich," sagte der Apotheker. Sein gerötetes, glattes Gesicht glänzte in dem angenehmen Bewußtsein, dem Friedberg die erste Patientin zuzuführen, und zugleich Uli eine Freude zu machen. Daß seine Frau, die er hegte und pflegte wie ein ungeschaltes Ei, diese Kranke war, trat für den Augenblick vollkommen in den Hintergrund.

„Ich werde mein Möglichstes tun, Herr Amman, um Ihnen Ihre Frau gesund zurück zu schikken," sagte Uli warm. „Es soll ihr hier an nichts fehlen."

„Das wird Aufsehen machen, wenn die Apothekerin, die seit Monaten keines auf der Straße gesehen, wieder mit mir spazieren mag! Die Frau Amman ist wieder gesund! wird es heißen, und das wird anders klingen, als wenn ein hysterisches Bauernweib ihre Heilung in alle vier Winde posaunt!" Er schlug Uli auf die Schulter, riß sich den Hut vom Kopfe und strich heftig seine Haare zurück. Susi hob sich auf die Zehen und schob sie wieder nach vorne. Amman lächelte auf sie herab.

Oberst Fama
Kommandant der Festung St. Maurice.

„Verdammtes Hexlein," sagte er zu Uli, „wickelt uns alle um den Finger. Sogar die Verene, die knochige Person." Liebevoll nahm Uli der Schwester Arm.

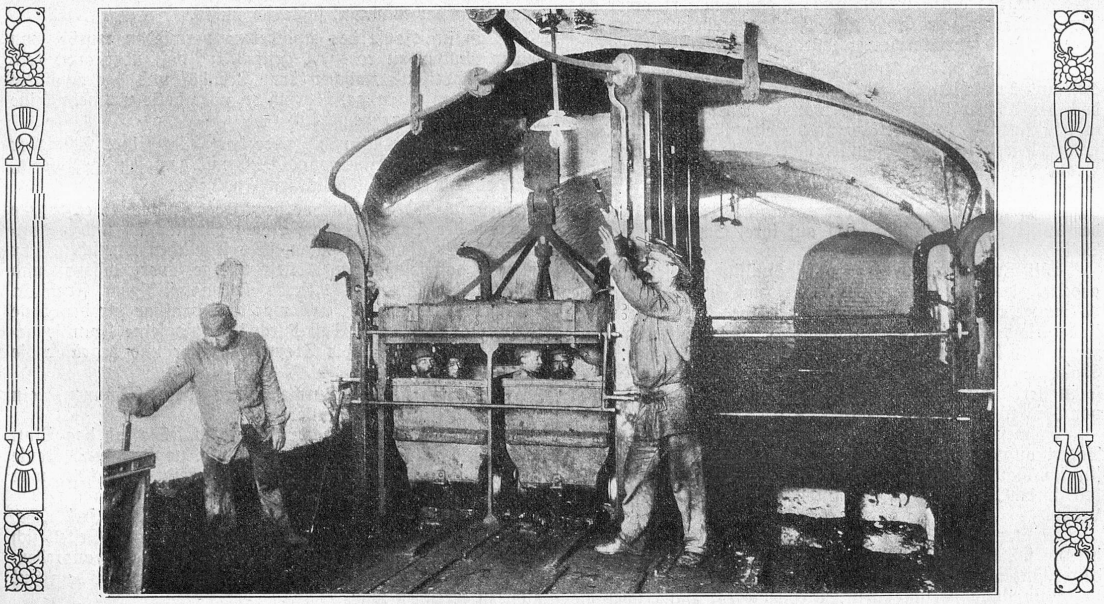
„Wollen wir unsere Besichtigung beginnen?" fragte er. Aber da kamen Leute. Es waren die Besitzer einer der Villen, die um Blumental herum sich den Berg hinan angesiedelt hatten. Sie waren froh über das kleinste Ereignis, und kamen nun, um sich eine Stunde auf dem Friedberg zu unterhalten.

Uli stellte sich vor und bat die Fremden, sich seiner Familie, die er herumzuführen im Begriffe stand, anzuschließen. Aber noch hatte die Gesellschaft die Treppe nicht erstiegen, als die Bärengestalt Dr. Andermatts erschien, der Uli schon von weitem die Hand entgegenstreckte und mit hallender Stimme rief: „Bravo! Dr. Uli! Die Sache macht sich!"

Hinter ihm trat nun auch Frau Dr. Andermatt unter die Türe, keuchend und glühend heiß, denn ihr Mann war ihr, wie immer, mit Riesenschritten vorausgeeilt. Er trug seinen Bambusstock aufrecht im Arm, und sein schneeweißes Haar stand über seiner schönen Stirne kerzengerade in die Höhe, sie breit umrahmend.

„Und nun vorwärts, zeigen Sie uns, was Intelligenz, Energie und praktischer Sinn geschaffen haben."

(Fortsetzung folgt.)



Zum Riesenstreik der engl. Kohlenbergarbeiter.
Unsere Aufnahme zeigt, wie die Grubenarbeiter durch den Förderkorb in die Erdtiefe transportiert werden.

— 93 —

Ständerat A. Lachenal
war von den Genfern als Kandidat für den neuen Bundesratssitz aufgestellt.

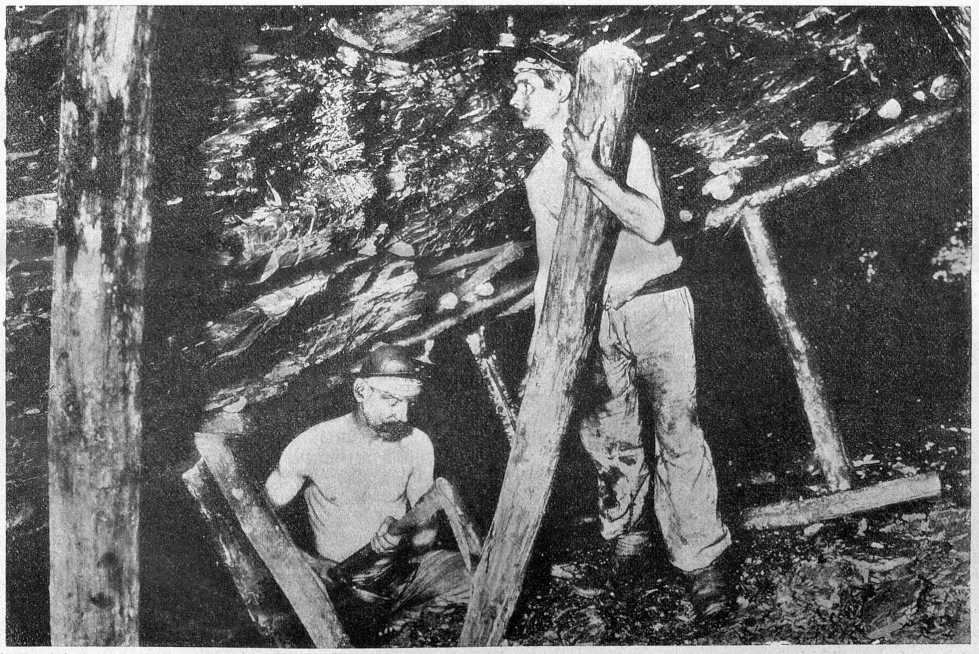
Ständerat A. Lachenal ist anläßlich der Bundesrats-Ersatzwahl für Comtesse auch als Kandidat genannt worden. Die radikal-demokratische Gruppe der Bundesversammlung lehnte aber eine Kandidatur Lachenal ab, weil dieser früher schon als Bundesrat amtete, seinen Sessel aber wieder mit dem vorher schon innegehabten Advokaturbureau vertauschte. Lachenal ist, wie der jetzige Bundesrat Perrier, im Mai 1849 geboren; sein Bürgerort ist Genf. Er studierte die Rechte in Genf, Heidelberg und Paris; von 1874 bis 1878 war er Generalprokurator in Genf, 1880—1892 Großrat, 1881—1884 Ständerat, 1884—1892 Nationalrat, 1891/1892 dessen Präsident, 1892—1899 Bundesrat, 1896 Bundespräsident, seit 1899 wieder Ständerat und 1903/04 dessen Präsident.

National-Rat E. Rellstab, Wädenswil,
der bekannte Obstzüchter und Gründer der dortigen Obst- und Weinbauschule.

Nat.-Rat Emil Rellstab, der Nachfolger Abegg's im Nationalrat, wurde 1853 in Wädenswil geboren. Von Beruf Landwirt, ist Rellstab Mitbegründer der eidg. Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau und der damit verbundenen Schulanstalt, sowie der Obst- und Weinbaugenossenschaft. Nationalrat Rellstab ist seit 1900 als kantonaler und eidgenössischer Preisrichter im Braunviehgebiet tätig.

Oberstdivisionär Fr. Brügger, Bürger von Churwalden (Graubd.) ist 1854 geboren, studierte die Rechte, erhielt 1877 an der Universität den Doktorhut, diente in seiner Heimat nacheinander als Staatsanwalt, Kreispräsident von Chur, Regierungsrat von Graubünden, seit 1907 sitzt Brügger im Ständerat, wo er der kath.-konservativen Partei angehört. Im Militär bekleidet Brügger seit 1909 den Grad eines Oberstdivisionär und Kommandanten der St. Gotthardbefestigungen. Oberst Brügger ist nicht nur ein tüchtiger Offizier und Truppenführer, sondern auch ein schneidiger Parlamentarier, der seinen Kanton in Bern würdig vertritt.

Oberst Adolf Fama, Kommandant der Festung St. Maurice, ist Bürger von Sitten. Er war einige Jahre Artillerie-Instruktor, nachher Regimentskommandant der Feldartillerie. Seit 1904 hat Oberst Fama das Kommando der Befestigungen von St. Maurice inne.



Zum Riesenstreik der engl. Kohlengrubenarbeiter.
Die Stollen werden durch Balken gestützt, um das Einstürzen zu verhindern. Diese Arbeit ist gewiß nicht beneidenswert.

— 54 —

Kandidat Müller.

Eine lustige Geschichte von Walter Kaulfuß.

(Nachdruck verboten.)

„Herein!"

Die Tür zum Chambre-garni des Kandidaten Müller wird geöffnet und herein tritt Frau Humpelmeier und bringt den Morgenkaffee.

„Guten Morgen, Herr Doktor!"

„'n Morgen!"

„Ausgeschlafen, Herr Doktor?"

„Nein," antwortete Kandidat Müller kurz.

Frau Humpelmeier sagte darauf nichts, dachte sich aber um so mehr; wenn man natürlich erst um 5 Uhr nach Hause kommt, kann man nicht ausgeschlafen haben.

Die Humpelmeyer'sche kannte ihren Chambregarnisten nur zu gut, um ihn in der gegenwärtigen Stimmung in ein Gespräch hineinzuziehen. Drum ging sie sofort zur Tür hinaus.

Kandidat Müller setzte sich mit großem Schwung aufs Kanapee, daß die Federn krachten und begann dann seinen Morgenkaffee zu schlürfen. Dabei sah er die eingegangene Post durch, die heute außerordentlich umfangreich war.

Bevor er seine Semmeln mit der Butter bestrich, öffnete er sorgfältig jeden Brief. Dann holte er den Inhalt aus den Umschlägen hervor und begann zu lesen.

Der erste Brief bestand aus einer Rechnung.

Müller lehnte sich im Kanapee zurück. Er hatte absolut keine Schulden, wie konnte sich da der Mensch unterstehen — Ueberhaupt von der Firma hatte er noch nie etwas bezogen. Es mußte also eine Verwechselung sein.

Müller zog den zweiten Brief hervor. Wieder eine Rechnung mit eindringlicher Mahnung versehen. Das war doch stark.

Es mußte ganz bestimmt eine Verwechselung vorliegen. Müller sah die Adresse an. Da stand aber ganz genau: „Herrn Kandidaten Müller bei Frau Witwe Humpelmeyer."

Der letzte Brief, den Müller zur Hand nahm, zeigte die zierlichen Züge einer Damenhand. Hoffentlich, so dachte sich der junge Kandidat, enthielt der nicht auch eine Mahnung.

Vorsichtig entfaltete er den rosafarbenen Briefbogen, dem ein feines Parfüm entströmte und begann zu lesen:

„Mein lieber Freund! Ich habe nun seit Wochen nichts mehr von Dir gehört und mein Herz bangt sich so unendlich nach Dir. Liebst Du mich nicht mehr? Schreibe mir doch wenigstens eine Zeile unter L. M. bis morgen. Ich bin damit zufrieden, da sie mir sagen würde, daß Du mein noch immer gedenkst. Ewig Deine treue Lene."

Müller lächelte. Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. Ein verführerischer Gedanke schnellte durch sein Hirn. Der Chambregarnist drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und alsbald erschien Frau Humpelmeyer.

„Der Herr Doktor wünschen?" fragte sie.

„Kommen Sie einmal her, Frau Humpelmeyer," sagte Kandidat Müller. „Ich erhalte da eine Menge Briefe, die meine Briefe nicht sind."

Die Humpelmeyer'sche machte ein Gesicht, auf dem zu lesen stand, daß sie die Situation nicht begriffen hatte.

„Sehen Sie, alle sind richtig adressiert: Herrn Kandidat Müller."

„Ja, ja," sagte Frau Humpelmeyer. Dann stieß sie einen unartikulierten Laut aus und rief in einem fort:

„Ach Jottekin, ach Jottekin, das sind ja dem Müller seine Briefe. Ach Jottekin."

Jetzt war die Reihe an dem Kandidaten, ein verständnisloses Gesicht zu machen.

In der nächsten Viertelstunde klärte sich die Geschichte auf.

Müllers Vorgänger hieß auch Müller und war ebenfalls Student. Er war plötzlich abgereist und Frau Humpelmeyer wußte nicht, wohin.

Der jetzige Inhaber der Wohnung gab daher die für ihn nicht bestimmten Briefe seiner Wirtin zurück, unterschlug aber den in der rosa Farbe.

Eine Stunde später lag im Briefkasten der Hauptpost ein Chiffre-Brief folgenden Inhalts:

„Meine süße, kleine Leni! Ob ich Dich noch liebe, fragst Du? Ich kann Dir nur immer wieder sagen, daß ich Dich unendlich gern habe, daß ich Dich liebe, mit jeder Faser meines Herzens. Jede Sekunde denke ich nur an Dich. Wenn ich schreibe, tanzt Dein liebliches Bild vor mir über das Papier, wenn ich im Colleg sitze, vermeine ich, Dich in dieser oder jener Ecke auftauchen zu sehen. Und dann wieder ist's mir, als ob ich Deine Stimme hörte. Ach, Deine reizende Stimme! Glaubst Du an mich? Doch, wenn Du so flehentlich bitten kannst, daß ich nur eine Zeile schreiben soll. Der Brief möge Dir meine innigen Grüße ohne Zahl zutragen. In Gedanken küsse ich Deinen Rosenmund und umarme Dich als Dein getreuer Lohengrin."

Am andern Morgen hatte Kandidat Müller abermals einen rosafarbenen Brief auf dem Tablett neben seinem Morgenkaffee liegen.

Frau Humpelmeyer behauptete zwar, dieser Brief sei unbedingt für den anderen Müller, der täglich solche Briefe erhalten habe, aber Kandidat Müller Nummer Zwei erklärte kategorisch, daß dieser rosafarbene Brief für ihn bestimmt sei.

Bald umlächelte ihn wieder das feine Parfüm und er las:

„Geliebter! Dein lieber Brief hat mich unendlich beseligt. Du liebst mich also wirklich. Ich bin überglücklich. In solch schönen Worten hast Du noch nie zu mir gesprochen. Und als Lohengrin bezeichnest Du Dich jetzt. Wie poetisch! Sonst schriebst Du nur kurz: Dein Karl. Ich finde den Lohengrin schöner. Kommst Du heute Abend zum Stelldichein? Pünktlich am Burgtor. Deine Dich treu liebende Lene. P. S. Warum hast Du den Brief von anderer Hand schreiben lassen? D. O."

Kandidat Müller durchmaß sein Zimmer mit großen Sprüngen. Er befand sich einer außerordentlich freundlichen Stimmung. Das eingeleitete Abenteuer versprach ja einen vortrefflichen Verlauf zu nehmen. Er würde natürlich zum Rendezvous am Burgtor gehen. Aber um welche Zeit sollte es sein? Das hatte die kleine Krabbe tatsächlich vergessen anzugeben. Müller überlegte, daß man heimliche Rendezvous nur abends halten könnte, wenn der Nacht dunkle Schleier sich langsam über die Erde zu breiten beginnen.

Als die Uhr von der Kathedrale die neunte Stunde verkündet hatte, pormenierte Kandidat Müller noch immer allein am Burgtor. Er hatte so viele Damen vorübertrippeln sehen, aber kaum eine war ihm so erschienen, als ob sie zu einem verabredeten Stelldichein komme. Endlich, als sich die Straße immer mehr leerte, gewahrte er eine junge Dame, die sich manchmal gar scheu umsah. Müller nahm seine ganze Kühnheit zusammen, ging auf die Dame zu, klappte die Hacken zusammen und lüftete höflich den Hut.

Dann sprach er lebhaft auf das junge Mädchen ein, das schüchtern und scheu zurückweichen wollte.

Studenten aber haben eine feurige Sprache. Nach einer Stunde, als man in der Konditorei bei einer prächtigen Torte mit Sahne saß, war die Herzensfestung erobert. Müller Eins war vergessen und dafür Müller Zwei an seine Stelle gerückt — — — Studentenliebe! — — —

Ein Eindruck.

Skizze von C. Stange.

(Nachdruck verboten.)

Fritz L., der jüngste Lehrling eines bedeutenden Bankhauses hatte seinen Eltern schweren Kummer bereitet. Er hatte sich wiederholt an der Portokasse vergriffen. Sein Chef, ein menschenfreundlicher und gerechter Mann, hatte ihn zweimal ernstlich verwarnt, aber als der junge Mensch noch zum drittenmal denselben bösen Fehler beging, schrieb er in schonenden Worten dem Vater, daß er seinen Sohn holen möge. Nach seiner Ueberzeugung tauge er nicht zum Bankfach, weil ihm die Finger nicht fest genug seien. Der Junge sei sonst brauchbar und auch sympatisch, aber den Versuchungen der Großstadt gegenüber nicht widerstandsfähig genug. Eine Erscheinung, die sich bisweilen gerade bei jungen Leuten zeige, die eine sehr behütete Jugend hatten. Darum sei Strenge auch jetzt kaum am Platze.

Und dann folgten noch einige gute, wohlgemeinte Wünsche und Ratschläge, und Franz würde hoffentlich so oder so noch

— 95 —

an den richtigen und besser für ihn passenden Platz kommen.

Die Eltern des jungen Missetäters waren Menschen, die im Leben unendlich viel durchgekämpft hatten. Ein Schicksalsschlag war dem andern gefolgt und schließlich lebten sie nur noch in ihren Kindern, für die sie sich aufgeopfert und aufgearbeitet hatten. Auf alles, was das Leben an äußeren Freuden bietet, verzichteten sie seit Jahren, um desto besser für ihre Kinder sorgen zu können. Nichts war in ihnen wach geblieben, als das sehnsüchtige Wünschen, es möge etwas Ordentliches und Tüchtiges aus ihren Kindern werden, damit ihnen einmal ein leichteres und freieres Los beschieden sei. Und nun diese unerwartete niederschmetternde Nachricht, die tiefer griff als alles bisher!

Der Vater holte seinen Sohn noch am gleichen Tage.

Franz hatte keine Ahnung von dem Brief seines Chefs und von des Vaters Kommen. Aber als er den Vater so plötzlich vor sich stehen sah, befiel ihn ein tötliches Erschrecken. Er erinnerte sich, daß in wirklich ernsten Fällen die große Langmut des Vater von einer jähen, fast zügellosen Heftigkeit unterbrochen wurde. Aber der stark ergraute Mann sagte seinem Sohne kein Wort. Er gab ihm ganz ruhig die Hand und suchte dann den Chef des Hauses auf.

Die Unterredung dauerte nicht sehr lange, und der in banger Erwartung Harrende sah, wie sich die beiden Männer in der offenen Tür noch ernst, aber von keiner Seite unfreundlich, die Hand reichten.

Dann ging es schweigend zum Bahnhof.

Der Zufall fügte es, daß Vater und Sohn sich in ihrem Wagenabteil allein gegenübersaßen. Aber auch jetzt fiel kein Wort. Franz hätte es als eine Erlösung empfunden, wenn ihm die heftigen Vorwürfe gemacht worden wären. Ja, wenn den Vater früher in seltenen Fällen ein aufbrausender Zorn fallen hätte, damit er ihn gepackt und ihn gerüttelt und geschüttelt hätte. Statt dessen traf ihn ein Blick, der weder Zorn noch Vorwürfe enthielt, sondern eine derart wehmutsvolle Trauer, daß es sich in der jungen Brust zusammenzog wie in einem erstickenden Schmerzgefühl. Es war, als ob sich dieser Blick des Vaters für alle Zeiten in seinem Sohn festbohre. Der eben erst Siebzehnjährige schloß die Augen und hätte unter keinen Umständen mehr gewagt, das furchtbare Schweigen zu brechen, um sich die brennende Beichte von der Seele zu reden. Fast mechanisch hörte er nur noch das Surren der Wagenräder und daß ein schwerer Regen gegen die Fenster des Zuges gepeitscht wurde. Alles, alles ging unter in dem Gefühl seiner Scham und seiner Verzweiflung über seine Tat.

Erst als er in die tränenschweren Augen der Mutter sah und sich gleich darauf mit ihr allein befand, brach er in ein fassungsloses Schluchzen aus, und noch die ganze Nacht wurde er wie im Fieber von der Bewegung seines Gemütes geschüttelt.

Seine Mutter sah wie er litt und versuchte den eigenen Schmerz zu unterdrücken, wo und wie sie nur konnte. Aber es waren nur neue Qualen für Franz, wenn sie ihn heimlich einmal streichelte, oder wenn der Vater gar beschwichtigend sagte: „Nun, nun, man darf den Kopf nicht ganz verlieren. Wir fehlen ja alle und man kann auch wieder gutmachen."

Wie unter einer Last, unter der er zusammenbrechen drohte, schlichen Franz die Tage hin. Bis ihm endlich der befreiende Gedanke kam, es zu wagen, ein Bittschreiben an seinen früheren Chef zu richten. Erst jetzt kam ihm die Güte des vornehm denkenden Mannes zum Bewußtsein. Er schloß sich in sein kleines Stübchen ein und schrieb aus der Fülle seines reumütigen Herzens folgenden Brief:

Hochverehrter Herr Chef!

Wenn Sie mir noch einmal glauben würden, wollte ich Ihnen mein Leben lang dankbar sein. Ich bitte Sie inständig, mich wieder als Lehrling aufzunehmen. Sie sollen niemals wieder die geringste Veranlassung zur Klage über mich haben, und wenn eine Versuchung an mich herantritt, will ich ehrlich zu Ihnen kommen. Die vielen schönen Dinge, die es in der Großstadt gibt, will ich nicht mehr ansehen und wenn mich meine Kollegen verachten, will ich es als gerechte Strafe auf mich nehmen. Um so leichter soll es mir werden, mich von allem fernzuhalten, was mich und vor allen Dingen meine Eltern ins Unglück gestürzt hat. Bitte, hochverehrter Herr Chef, seien Sie gütig zu mir. Ich würde ja nach dem Vorgefallenen keine andere Stelle bekommen, denn wie mein Vater ist, der würde es frei und offen sagen, wo er für mich anklopfen würde. Ich bitte nicht für mich, weil ich weiß, daß ich es nicht wert bin, ich bitte nur für meine Eltern, deren Kummer ich nicht mehr mit ansehen kann. Sie sagen mir nichts Böses und sind viel zu gut mit mir. Nur daß ich es zu spät eingesehen habe. Aber so wie mein Vater mich angesehen hat, als er mit mir nach Hause fuhr, das kann und werde ich in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen. Schon deswegen würde ich nichts Böses mehr tun können, weil ich mir diesen Blick sofort vorstellen würde. Jetzt erst weiß ich, was ich getan habe und was ich Ihnen, hochverehrter Herr Chef, dafür schuldig bin. Bitte, wenn ich kommen darf, dann schreiben Sie es meinem Vater.

Ihr sehr reuevoller Franz L."

— — — — — — — — — — —

Franz L. durfte damals sogleich wieder eintreten und ist heute Pokurist eines weltbekannten Hauses.

Buntes Allerlei.

Vielleicht hilft's. Der Vorsteher einer kleinen ländlichen Bahnstation hatte, als er seine monatlichen Bedürfnisse requirirte, u. a. auch die neue Bürste gefordert. Als die Materialien ankamen, war die Bürste nicht darunter und als er die Liste durchsah, entdeckte er, daß dieser Artikel von seiner vorgesetzten Behörde gestrichen worden war. Im folgenden Monat stellte er dasselbe Ansuchen, wieder mit demselben Ergebnis. Aber er ließ nicht locker und sandte sofort eine alte Bürste ein, die aller Haare entblößt war, und bemerkte im Begleitschreiben: „Da es scheint, daß Sie mir eine neue Bürste nicht bewilligen können, reiben Sie die beifolgende, bitte, mit einem Haarerzeugungsmittel ein, und senden Sie sie mir, sobald dies Erfolg gehabt hat, zurück."

Die Dame mit 33 Koffern. In New-York ist jüngst eine Französin eingetroffen, die als Nachfolgerin der bekannten Gaby Deslys im Wintergarten auftritt. Diese Bühnenkünstlerin, Fräulein Faurens, reist ständig mit nicht weniger als 33 Koffern. Ueber ihre Koffer und ihren Inhalt macht sie nun im „New-York American" eigenartige Mitteilungen. — „Nur" 15 Koffer sind mit Kleidern gefüllt, und da in jedem Koffer „nur" drei Kostüme untergebracht werden, ergibt sich, daß sie die bescheidene Anzahl von 45 Kostümen umherschleppt. Vier Koffer enthalten ihre Wäsche, vier Koffer sind mit Hüten gefüllt, vier enthalten die Handschuhe — Schuhe trägt die Dame nicht —, wiederum zwei Koffer enthalten nichts als Korsetts. Fräulein Claire Faurens trägt jedes Korsett nur ein einziges Mal. Nur ein Koffer enthält Toilettengegenstände, und auch nur einer ist den Strümpfen (Seidenstrümpfe versteht sich!) gewidmet. Auf die Seidenstrümpfe legt sie besonderes Gewicht. In Frankreich, so behauptet sie, gibt es eine Fabrik, die sich ausschließlich mit der Herstellung von Seidenstrümpfen für sie beschäftigt, ja es gibt auch einen Seidenzüchter, der nur Seidenraupen züchtet, die die Seide ihrer Strümpfe liefert. Ebenso wichtig fast sind die Schuhe dabei, in denen sie vor König Alfonso, König Eduard und dem Zaren getanzt hat. Schuhe und Strümpfe prangen in allen bekannten Farben: rot, grün blau, gelb, silbern und goldig, dazu in unbekannten Farben, mit deren Erfindung wieder ein eigener Chemiker beschäftigt ist. Einer der 33 Koffer, der bezeichnenderweise die Nummer 13 trägt, ist besonders geheimnisvoll. Was darin ist, sagt, Fräulein Faurens nicht. Er hat zwei goldene (!) Schlösser und die goldenen Schlüssel dazu trägt Fräulein Faurens an einer Kette um den Hals. Das Korsett, erklärt Fräulein Faurens für beinahe das wichtigste Kleidungsstück. Das schönste Kostüm wird durch ein unzweckmäßiges Korsett geradezu vernichtet. Jedes ihrer zarten, weichen, kurzen Korsetts ruht in der ihm bestimmten Hülle unzusammengerollt im Koffer und hat auch sein besonderes Parfüm. Korsetts dürfen, genau so wie Hüte, nicht gedrückt werden. Für Juwelen und Kostbarkeiten hat Fräulein Faurens zwei Koffer. Der eine ist bis an den Rand gefüllt mit Erinnerungszeichen aus Paris, Petersburg und andern Hauptstädten, der andere ist leer, wird bei ihrem Aufenthalt in New-York aber, wie sie hofft, wenigstens zum Teil gefüllt werden.

Für unsere Frauen

Behandlung bunter, wollener und fleckiger Stoffe.

(Nachdruck verboten.)

Worin am meisten gefehlt wird, das ist der Umstand, daß so vielfach Soda verwendet wird zum Waschen bunter Schürzen. Daher werden auch, besonders blau gefärbte Stoffe, schon nach zwei bis drei Wäschen unschön und mißfarbig. Da heißt es dann gewöhnlich: Die Farbe hat nichts getaugt; und wenn auch nicht immer, so doch in gar vielen Fällen geschieht dem Fabrikanten damit bitteres Unrecht. — Sind die Sachen arg verfleckt, dann lege man sie stark eingeseift in wenig lauwarmes Wasser, gewöhnlich sind nachher die Flecken, wenn auch nicht verschwunden, doch viel blasser und man darf noch eher wagen, solch ein Stück oben auf der Küchen- oder Kinderwäsche liegend, 5—6 Wälle, ja nicht mehr) mit sieden zu lassen, falls die Flecken gar nicht weichen wollen, als sonstige scharfe Sachen zu verwenden. Natürlich darf dieses Mit-gekocht-werden gar nicht probiert werden, wenn das Stück schon gleich beim Anfeuchten stark abfärbt und wer nur Sunlightseife verwendet für die bunte Wäsche, kommt auch gar nicht in die Lage, dies tun zu müssen. Manche Hausfrau wird mir entgegnen, sie sei schneller verbraucht als andere — was hilft mir aber Seife, welche vielleicht einige Centimes billiger zu stehen kommt, wenn ich dafür riskieren muß, ein Stück eventuell gar nicht mehr tragen zu können? Seit die Menschen nicht mehr mit so ganz einfachem Kattun zufrieden sind, wie etwa noch vor 50 Jahren, seitdem erfordert auch die Behandlung der Farben größere Sorgfalt. Man soll auch vermeiden, rotgefärbtes und blaugefärbtes im selben Wasser liegen zu haben (Taschentücher machen gewöhnlich davon eine Ausnahme). In den meisten Fällen jedoch wird eine Farbe die andere trüben. Besonders gilt dies von recht freundlichen Mustern mit weißem Grund, Strichen oder Tupfen. Tüchtiges Wässern hilft dabei am meisten, daß das helle recht klar erscheint und wo dennoch zwei Farben ineinandergelaufen sind, da hilft bei Waschstoffen 2—3stündiges Einlegen in ziemlich starkes Salzwasser. Bunte Wäsche sollte nie liegen bleiben im Wasser, sondern aufgehängt werden, sobald sie fertig gewaschen ist. Je weniger sie mit Sonne in Berührung kommt, um so länger bleibt sie schön. Häßliche gelbe Streifen können sowohl vom Abblassen herrühren als auch vom zu langsamen Trocknen; vor beidem muß man zarte Farben bewahren. — Ferner kann man selbst älteren Sachen wieder ein schmuckes Aussehen geben, wenn man blaue und schwarze Stoffe recht stark blaut, schwarz-weiß ist auch noch hierzu zu rechnen, ebenso Stoffe blau mit hellem Grund, nur dann etwas weniger stark blauen. Kann man sich der Sonne trotzdem nicht erwehren, dann schlägt man ganz zarte Stücke, wie z. B. hellblau und zart rosa, in weiße Tücher ein und hängt sie so auf zum Trocknen, denn gewöhnlich genügt dabei nur schon die Einwirkung der Luft, um sie abzublassen. Blusen, denen man nicht mehr traut in der Farbe, sollten überhaupt mit keiner Seife in Berührung kommen, sondern nur mit Borax; auch dürfen diese, ausgenommen am Halsbändchen und an den Aermeln, überhaupt nicht gerieben werden, sondern nur gedrückt und im Wasser hin- und hergezogen.

Um Wollsachen recht weich und schön zu erhalten, so daß sie weder filzen noch einlaufen, sollte man dem Wasser (es darf ziemlich heiß sein) auf je 10 Liter Wasser 1 starken Eßlöffel voll Salmiak, ebenso Terpentin beifügen und auch keine andere als Sunlightseife verwenden; man kann dadurch die Wolle weich erhalten bis zuletzt. Bei Strümpfen sollte der Fuß rechts- und linksseitig eingeseift werden. Wer zu Fußschweiß neigt, sollte keine neuen wollenen Strümpfe anziehen, bevor sie nicht eine Stunde in kaltem Wasser gelegen haben und dann getrocknet wurden. Man ist dann sicher, daß auch grobe Wolle nicht filzig wird. Wenn Wollwäsche nie ausgerungen, sondern tropfend aufgehängt wird, bleibt sie auch viel eher weich. Im Winter muß ein Zuber untergestellt werden, damit man dies auch dann kann. Wollwäsche muß zum Unterschied von jeder andern immer nur lauwarm gewässert (geschwenkt) werden. Weiße Wollwäsche sollte nur in heißem Regenwasser mit Salmiakzusatz gewaschen werden und mit Seife nie in Berührung kommen; sie wird dann nie gelb, besonders wenn sie flink getrocknet worden ist, denn ist sie einmal gelb, dann kann man es nicht mehr ändern, weil ja nichts scharfes angewendet werden kann.

Nun noch zu den Flecken. Hat man das Mißgeschick, Kakaoflecken in der Wäsche vorzufinden, die bekanntlich nebst den Rostflecken zu den hartnäckigsten gehören, dann nur keine Seife anwenden! 24 Stunden unter den laufenden Wasserhahnen damit und nachher mit der andern Wäsche behandeln wie immer, dann findet man keine Spur mehr, während man sich sonst jahrelang damit herumärgern kann. Ebenso ist es mit den Rostflecken, die, nebenbei gesagt, gar nicht ungefährlich sind für den Stoff. Entdeckt man sie, noch bevor sie gewaschen wurden, dann genügt manchmal schon das Einlegen in kalte Buttermilch übernacht. Sind sie jedoch schon mit Seife in Berührung gekommen, dann ist heißer Zitronensaft, darauf geträufelt, ein gutes Mittel. Bei älteren Flecken nimmt man heiße chemische Zitronensäure. Nur in ganz verzweifelten Fällen wende ich Sauerkleesalz an. Man spannt die Flecken straff über einen heißen Blechlöffel und verreibt rasch Sauerkleesalz darauf, muß aber ebenso flink nachher in heißes Wasser untertauchen, da man sonst riskiert, daß das Salz den Stoff durchfrist; deshalb ist es, obwohl unfehlbar, doch nicht ganz einwandfrei. Entdeckt man Wein- oder Mostflecken, noch bevor sie gewaschen wurden, dann sind sie sicher zu vertreiben durch Einlegen in Buttermilch 24 Stunden lang. Wenn es damit nicht gelingt, dann aber sicher mit kochendem Wasser, dem man noch etwas Salz beifügt. Die Flecken bindet man straff darüber, was allerdings mit großen Stücken etwas unbequem ist. Hat irgend etwas abgefärbt, z. B. ein Deckchen auf einem weißen Tischtuch oder das Kleidchen an einer weißen Kinderschürze, dann darf man den Flecken ohne Sorge in „Eau de Javelle" einlegen, Dauer 5 Minuten bis zu einer Stunde, je nach der Empfindlichkeit des Stoffes. Wenn man gleich nachher ausspühlt, ist keine Gefahr vorhanden für den Stoff, jedenfalls viel weniger, als wenn man Chlorkalk selbst anmacht. „Eau de Javelle" ist nämlich nur eine dünne Lösung davon, v[illegible]en in der Apotheke erhältlich. Alle diese Flecken sind nur bei Wäsche verstanden, die nachher ganz gewöhnlich behandelt wird. H. D.

Der moderne Mädchenturnunterricht.

der nicht mehr, wie bis vor kurzem noch, die ästhetische Seite, das Schönheitsturnen, bevorzugt, vielmehr das Hauptgewicht auf das Kraftturnen legt, verlangt daneben die Uebung von Lauf- und Sportspielen, sowie von Wanderfahrten der größeren Schülerinnen, auch der Volksschulen. Diese Schülerinnen-Wanderungen, unter Aufsicht von einer oder besser zwei Lehrerinnen ausgeführt, sollen sich auf mehrere Tage erstrecken. Für Volksschülerinnen kommen solche Gegenden in Betracht, die nicht erst eine lange und kostspielige vorherige Bahnfahrt erfordern; Zöglinge höherer Anstalten können schon entferntere Gegenden aufsuchen und diese dann durchwandern. Die Lehrerinnen haben vorher möglichst genau den Wanderplan aufzustellen, das Nachtlogis vorzubestellen, wobei natürlich „Massenquartiere" gegen eine billige Vergütung bezogen werden. Allzu kränkliche und schwächliche Mädchen freilich müssen von einer mehrtägigen, immerhin anstrengenden Tour ausgeschlossen werden. Vielleicht empfiehlt sich aber die wiederholte Ausführung solcher Wanderfahrten erst in Halbtags-, dann in Tageswanderungen und schließlich in mehrtägigen, um die Mädchen gewissermaßen zu „trainieren". Welche große gesundheitliche, pädagogische und unterrichtliche Bedeutung dieser wahrhaft lobenswerten Neueinrichtung der Wanderfahrten für Mädchen beizumessen ist, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.